

# Ganze Schweiz veränderlich

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 17

PDF erstellt am: **25.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>



ganze **Schweiz**  
veränderlich

Notizen von Oskar Reck  
zum hiesigen Lauf der Welt

## Solojodler des auserwählten Volkes

Aus einem Brief: «... Sag mir, weshalb müssen wir hier drüben, auf der andern Seite des Globus, fast auf jeder geschäftlich oder privat arrangierten Party einen Renommierschweizer antreffen, der eine Oktave zu hoch singt? Liebten wir unser Land nicht aus der schönsten Erinnerung und sehnten wir uns nicht mit allen Fasern nach ihm zurück, diese Sorte von Kompatrioten, hols der Teufel, könnte es uns verleiden. Sie macht aus unserer Heimat eine Brutstätte der Hochschnorrer, der windigsten Angeber, der in allen Sätteln gerechten und mit allen Wassern gewaschenen mondialen Besserköner. Genau das, was wir mit eindrucksvoller Beharrlichkeit den Deutschen vorwerfen, besorgen hier drüben (und, wie ich weiß, leider auch anderwärts in der Fremde) Leute mit dem schönen weißen Kreuz auf dem Paß. Ich schreib Dir's zum Weitersagen...»

Was hiermit, auch auf dem Hintergrund ausgedehnter eigener Erfahrung, geschieht. Sie alle, meine verehrten Leserinnen und Leser, oder doch die meisten unter Ihnen kennen irgendeine Lesebuchgeschichte (für die mittlere oder obere Schulstufe), die vom braven, strebsamen jungen Schweizer berichtet, der in die fürchterlich harte Fremde zieht und sich dort emporkämpft, bescheiden, anspruchslos, aber ungeheuer tüchtig. Er steigt und steigt, aber noch auf den Stufen des glanzvollen äußern Erfolges unterläßt er es an keinem freien Samstagmittag, dem fernen Mütterlein zu schreiben, ach, es sind herzbewegende Briefe, vom weltbekannten Schweizerheimweh überflutet. Und der Armengutsverwalter der Heimatgemeinde braucht auch nicht vergeblich auf eine so milde wie große Zuwendung aus der

Fremde zu warten. Es ist ein stiller, unauffälliger und nahezu unsichtbarer Botschafter beseelten Schweizer-tums, den das Lesebuch meiner Generation uns schenkte. So edel, ich muß es gestehen, war ich dann selber im Ausland nie. Weder schrieb ich alle Wochen meiner Mutter, die ich doch sehr liebte, noch speiste ich einen Wohltätigkeitsfonds, statt Geld für Vergnügungen auszugeben, noch konnte ich redlicherweise sonstwie für mich in Anspruch nehmen, beispielhafte Spuren durch meine jeweiligen Aufenthaltsorte zu ziehen, o nein. Vielmehr war ich unter Gewöhnlichen ein sehr Gewöhnlicher, zumal ich nicht den Hauch eines Anlasses fand, mich etwa als kostbaren Teilhaber des berühmten helvetischen Sonderfalles zu empfinden. Denn weder hatte ich in meiner Eigenschaft als Aktivdienstsoldat irgendeinen nennenswerten Beitrag daran geleistet, das Land vom Kriege fernzuhalten, sondern nur eine selbstverständliche Pflicht erfüllt, noch war ich unserem nationalen besoin de grandeur anderweitig mit Taten beigesprungen.

Das letzte Buch, das der kluge und verdienstvolle Adolf Guggenbühl geschrieben hat, trägt den Titel: «Die Schweizer sind anders.» Gewiß, gewiß, auch die Franzosen sind anders. Aber sind wir, indem wir anders sind, schlichtweg besser? Und gäbe es mithin einen sachlichen Grund, auch nur einen einzigen, uns aufzuspielen? Unsere auswärtigen Botschafter des Hochsingens an Parties von Sidney bis Kopenhagen beweisen durch ihr Betragen nichts anderes als die längst vollzogene schweizerische Integration in die weltweit praktizierten Ungehörigkeiten. Darauf allerdings, daß wir uns auf diesem Gebiet noch als Solojodler etablieren, hat niemand im Ausland gewartet.

## Schweizer erster und zweiter Klasse

Aus einem Brief: «Daß das Schweizer Fernsehen am Abend des Urnenganges über das Frauenstimmrecht ein Mädchen ins Studio bittet, um ihm stellvertretend für alle Schweizer Frauen zu gratulieren: in Ordnung. Aber wie kommt diese unselige Television dazu, bei solcher Gelegenheit ausgerechnet eine Neuschweizerin vorzustellen, deren Bürgerbrief noch naß ist, ehemalige Ungarin, eine Hergelaufene also statt einer währschaffen Schweizerin von altem Schrot und Korn? Das ist mehr als eine Entgleisung, wie sie nun einmal vorkommen kann. Das ist eine Herausforderung, eine unverzeihliche Provokation. Schämen Sie sich!»

Soll man? Nun, der Fall ist in der Tat peinlich. Was mit einem Zufall begonnen hatte, endete in einer halben Staatsaffäre. Der Leiter jener Sendung wollte nämlich

schlicht und einfach eine eben erst zwanzigjährig gewordene Schweizerin am Bildschirm haben, ein Mädchen also, jung und alt genug, um direkt in die neugewonnenen Rechte der Schweizer Frau eintreten zu können. Daß die ins Studio gebetene Gymnasiastin erst noch taufersch ins Bürgerrecht aufgenommen worden war, stellte sich erst im letzten Augenblick heraus. Aber das war keineswegs das Peinliche, man hätte es ja einfach verschweigen können. Peinlich war vielmehr, daß dieser Zufall unversehens zum Test wurde, der eine verbreitete Mentalität enthüllte: die Mentalität nämlich jener Patentschweizeri, die innig kleinkariert zwischen «Papierlichschweizern» und alteingesessenen Musterhelvetiern unterscheidet. Da ich auch zu den Alteingesessenen dieses Landes gehöre – fünfhundert Jahre dürften in diesem Zusammenhang für ein Geschlecht genügen –, kann ich zur halben Staatsaffäre ohne den Verdacht von Befangenheit reden.

Zu reden ist dabei über zweierlei. Einmal: Wir sind doch das (von uns selber) hochgepriesene Land des Asyls, nehmen also im Geiste einer unserer großen Ueberlieferungen Flüchtlinge bei uns auf, und es ist nichts weiter als selbstverständlich, daß viele unter ihnen hier eine dauernde Wohnstatt finden, sich assimilieren und Schweizer werden. Das geschah, um bei den jüngsten Flüchtlingsströmen zu bleiben, mit den Ungaren, es geschieht mit den Tschechen. Wir müßten aufhören mit der Asylpolitik, sofern wir anderes wollten. Wenn also bei der erwähnten Gelegenheit eine ehemalige junge Ungarin vor den Bildschirm kommt, ist dies genau in dem Ausmaß normal, als wir die Praxis unseres Asylrechtes als normal empfinden.

Und das andere: Kann man, darf man unterscheiden zwischen «Neubürgern» und «Alteingesessenen»? Gibt es zwei Kategorien von Schweizer Bürgern? Es gibt sie nach Recht und Gesetz nicht. Und es darf sie überhaupt nicht geben. Alles andere ist nationalistisches Affentheater. Wir können jemanden nur ganz einbürgern oder überhaupt nicht. Zweitklassige Schweizer – das hat uns gerade noch gefehlt. Vielleicht ist es erlaubt, in diesem Zusammenhang eine zeitgeschichtliche Tatsache aufzurufen, die an Peinlichkeit ebenfalls keine Wünsche offenläßt: Sehen Sie sich, verehrter Briefschreiber, doch einmal die Liste der Landesverräter aus der Zeit des letzten Weltkrieges durch. Dann stoßen Sie auf eine Ueberzahl von Namen, die so altschweizerisch wie nur möglich sind. Es wäre schön, wenn Ihnen das zu denken gäbe.

## Vom Pech, ein Tessiner zu sein

Aus einem Brief: «Zu behaupten, es gebe in unserem Lande eine Strömung von Fremdenfeindlichkeit, ist eine bodenlose Gemeinheit, die sich nur ein vaterlandsloser Geselle leistet. Wandern Sie doch aus!» Ich denke nicht daran, sondern erzähle die folgende verbürgte Geschichte: Einer meiner Tessiner Kollegen, aus alteingesessener Luganeser Familie, nebenher bemerkt, sucht in Zürich ein Zimmer. In mehr als 50 Fällen (in Worten: fünfzig) ereignet sich genau dasselbe: Er klingelt, die Tür geht auf, er beginnt in seinem korrekten, aber tessinisch eingefärbten Deutsch zu reden, doch bevor er auch nur sagen kann, er sei Tessiner, kommt der eisige Bescheid: «Jawohl, wir haben ein Zimmer, aber nöd für e Sautschingg!» Und die Tür fliegt zu. Der Mann aus der nationalen Sonnenstube steht im leeren Treppenhaus, sehr allein mit seinen Gefühlen. Dennoch gibt es bei uns, wie gesagt, keine Spur von Fremdenfeindlichkeit. Weil nicht ist, was nicht sein darf.

